

Ein gefährlicher Beruf

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 48

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648371>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Seiten und den schlecht ventilierten Cafés müssen selbst bei schönerem Wetter deprimierend wirken. Scheinbar wollen aber doch die Warschauer à tout prix ihre Seelenverwandtschaft mit Paris unterstreichen. Das Resultat ist grotesk: Selbst der feinste Seidenstrumpf verliert seine fetischistischen Reize, wenn er bis über die Kniekehlen hinaus mit Rot beflext ist.

Die Strecke Warschau-Stolpze bietet nicht viel Anregung. Von der Verwüstung der Weltkriegszeit ist hier nicht mehr viel zu sehen, ausgenommen vielleicht die paar Drahtverhaue, die man vorsichtshalber noch bestehen läßt. Spät abends noch am selben Tage ging's über die russische Grenze. Drei Soldaten begrüßten den Zug mit präpariertem Gewehr. Es war beinahe rührend! Dann wurden wir „ausgeladen“. Das Gepäck kam in den Zollschuppen, die Pässe hatte man bereits im Zuge abgenommen.

Die russischen Zollbeamten nehmen ihre Mission ernst. Da wird alles genau untersucht, das kleinste Schächtelchen aufgemacht und an den Pelzmänteln das Futter aufgetrennt. (Wahrscheinlich aus einem von früheren Generationen erblich übernommenen Respekt vor Schießbaumwolle.) Der russische Passoffizier, der mich bei meiner ersten Durchreise in entgegengesetzter Richtung im April freundlich begrüßte mit den Worten: „Send Si öppe n'au vo Züri“, war auch wieder da. Unsere Schweizerpässe schienen ihm aber diesmal nicht mehr aufgefallen zu sein. Uebrigens hatte er seine ganze Aufmerksamkeit dem deutschen Geologen zu widmen. Dann half er einem jungen Berliner aus, der scheinbar auch mit seinem Latein zu Ende war. Dabei gab es einen amüsanen Zwischenfall. Der junge Berliner wollte sich nämlich für die geleisteten Dienste mit einem 2 Mark-Schein revanchieren. Dabei kam er aber bei dem Züri-Russen schlecht an. Dieser wies den Mammon zurück mit dem klassischen Ausspruch: „Mein Herr, hier sind Sie nicht mehr in dem im Materialismus verfaulten Europa, Sie befinden sich im blühenden Orient!“

Nach mehr als einstündiger Gepädrevisjon bestiegen wir endlich den jenseits des Bahnhofes bereit stehenden sibirischen Expres. Die außerordentlich geräumigen, zweiplätzigen Coupés I. Klasse enthalten außer einer sehr langen gepolsterten Bank noch eine andere Sitzgelegenheit am Fenstertisch und eine Waschkabine. Die Waggons, von denen mehrere hundert in Rußland zirkulieren, gehörten ursprünglich der Wagons lits Cie., die ihre Ansprüche darauf immer noch geltend macht. Eine besondere Sehenswürdigkeit bildet der immer noch mit zaristischem Prunk ausgestattete Speisewagen, der allerdings dann auf der eigentlich sibirischen Strecke nach Moskau einem bescheidenen Gefährt für kulinarische Bedürfnisse Platz macht.

Von dem „blühenden Orient“ bekamen wir dann am folgenden Tage in der roten Hauptstadt einen allerdings nicht sehr aufmunternden Vorgesmack. Eine Spazierfahrt in einem wackligen, uralten Fuhrwerk über die holprigen Pflastersteine Moskaus zu 5 Rubel die Stunde bringt einen rasch wieder vor die raue Wirklichkeit. Was da eben Jahrhunderte lang in unverantwortlicher Weise verwirtschaftet worden ist, das läßt sich doch nicht im Handumdrehen in ein Paradies verwandeln. Die meisten der hier seinerzeit von rücksichtslosen Parasiten aufgestellten Mietskasernen müßten eigentlich schon aus Gründen der öffentlichen Hygiene zuerst wieder spurlos vom Erdboden verschwinden. Aber auch hier ist es wie anderswo: Von Staatswegen kann eine solche Radikalkur erst ange stellt werden, wenn die nötigen Mittel für prompten Ersatz vorhanden sind.

Die Atmosphäre, die die in solchen „Buden“ verkommene Leute um sich verbreiten, begegnet einem auf Schritt und Tritt und selbst in dem durch sein einziges Badzimmer nachgerade weltberühmt gewordenen „Grand Hotel de Moscou“ kann man sich nicht so recht zu Hause fühlen. Dort spielt zu einem sehr bescheidenen „obed“ à 2 Rubel pro Gedek eine schlecht gestimmte Kapelle in vorkriegszeitlicher Aufmachung, die scheinbar noch nicht über den „Graf von Luxemburg“-Walzer hinausgekommen ist, mit dem einen guten Resultat wenigstens, daß sie von der brutaleren Tendenz unserer westlichen „Stimmungsmusik“ verschont geblieben ist.

Immerhin soll, wie ich dort vernahm, der unruhige Jazz-Geist der jüngeren Elemente auch den neuen Kremlpotentaten viel zu denken geben. Hinter jenen grauen Mauern hat man natürlich schon längst eingesehen, daß da, wo es sich um die völlige Regeneration eines verlotterten Staatswesens handelt, die Beschränkung der Freiheit des Privatkapitals eigentlich nur einen kleinen Teil des Riesenprogrammes bildet, das sich diese neuen Patrioten gestellt haben. Diejenigen, die der endlichen Verwirklichung dieses schönen Traumes pessimistisch gegenüber stehen, suchen immer noch, genau wie anderswo, ihren Trost in der Ausübung des seit Jahrhunderten in Fleisch und Blut übergegangenen religiösen Kultus. An Gelegenheit dazu fehlt es nicht und tatsächlich haben wir nirgends, ausgenommen vielleicht an typischen Wallfahrtsplätzen, wie z. B. Einsiedeln, eine so auffallende religiöse Prostration gefunden, wie gerade hier im „gottlosen“ Moskau. Zu Hunderten sahen wir die Passanten vor einer kleinen Kapelle, direkt am Eingang des Kremls stehen bleiben, und so unzählige Male bekreuzten sie sich vor dem Allerheiligsten, daß wir uns mit Staunen fragten, was das wohl zu bedeuten hätte. Ja, ja! Was wäre Moskau ohne seine Kirchen? Der Besucher hat den Eindruck, als hätten die früheren Herrscher hier keine wichtigere Mission gekannt als von fremden Baumeistern exotische Tempel aufstellen zu lassen. In der architektonisch besonders hervorragenden Erlöserkirche hatten wir übrigens ein sehr interessantes Erlebnis.

(Fortsetzung folgt.)

Ein gefährlicher Beruf.

(Zu den nebenstehenden Abbildungen.)

Das Sammeln von wohlschmeckenden Bogeleiern

im Gebirge oder an felsiger Küste soll verhältnismäßig einträglich sein; zu solchen rechnen Schlecker die Eier der Möwen. Besonders an der wildzerklüfteten schottischen Küste ist die Möweneierrente aber zugleich ein gar waghalliges Unternehmen. Da gilt es, sich von der überhängenden Klippe an einem Seile herabzulassen, im Hängen „zwischen Himmel und Erde“ die leckere Beute einzuheimen und dann denselben gefährlichen Rückweg über die Klippen zu nehmen.

